

Wells posthumane Welten

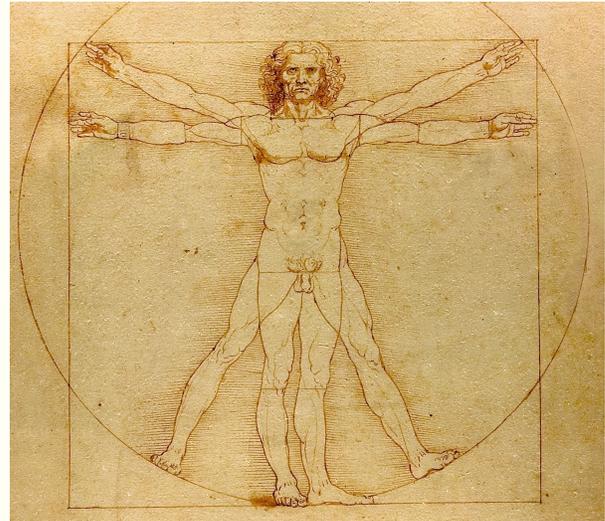
Posthumane Literatur begann mit H. G. Wells „Zeitmaschine“, die nicht nur ein fiktives physikalisches Gerät ist, sondern eine innovative narrative Technik, um über die Tiefenzeit der Erdgeschichte erzählen zu können.

Literarische Menschheitsdämmerungen wie die biblische Sintflut gibt es so lange, wie Geschichten erzählt wurden, um die Welt zu verstehen. Gemeinsam ist diesen Apokalypsen, dass mit den Menschen auch alles andere Leben auf der Erde zugrunde geht – eine Geschichte ohne Menschen war kaum vorstellbar. Dies änderte sich mit Darwins Evolutionstheorie. Durch die *Entstehung der Arten* (1859) wurde auch ein natürliches Ende der Spezies Mensch denkbar – ohne dass die Welt unterging. Die Idee der natürlichen Auslese ließ auch die durch Physik ermöglichte Technik in einem neuen Licht erscheinen. Bereits 1863 erschien ein Essay *Darwin among the Machines*. Dieser imaginierte die Evolution von „mechanical life“, die droht, den Menschen als dominante intelligente Art auf der Erde abzulösen. Sein Autor Samuel Butler führte dies auch literarisch in dem Roman *Erewhon* (1872) aus. Mit der Evolution wurden postapokalyptische Geschichten denkbar, in denen die Menschheit sich nicht an die von ihr verursachte Umweltzerstörung und Ressourcenknappheit auf der Erde anpassen können.

Ein erster Meister dieser posthumanen Literatur im Anthropozän war der Biologe Herbert George Wells, der fast so viele Sachbücher wie fiktive Erzählungen schrieb. So spiegelt er etwa in *War of the Worlds* (1898) den Menschen mit den weiterentwickelten Marsianern vor, was die Folgen eines sterbenden Planeten sind, und wie wichtig die Anpassung an Viren und andere Umweltbedingungen ist. Alle seine bekannten „scientific romances“ imaginieren die Schrecken einer biophysikalischen Evolution: die Optimierung menschenartiger Chimären (*Island of Dr. Moreau*, 1896), den moralischen Missbrauch moderner Chemie (*Invisible Man*, 1897) oder den naiven Umgang mit anderen intelligenten Spezies, bei der die besten Absichten der Wissenschaft durch menschliche Gier und Gewalt zunichte gemacht werden (*First Men in the Moon*, 1901).

Aber vor allem *The Time Machine* (1895) imaginiert posthumane Welten, zunächst im Jahr 802.701 n.Chr., in der durch Steigerung extremer Klassenunterschiede zwei verschiedene Menschenarten entstanden sein werden, die Morlocks und Eloi, allegorische Parabeln über die Ausbeutungsverhältnisse im viktorianischen England. 30 Millionen Jahre später leben dann nur noch Flechten und Kleintiere; noch später erlischt die Sonne und die Erde erfriert.

Wells Erfindung zukünftiger Arten machte die „Zeitmaschine“ zu einer Metapher für fiktionale Evolutionstheorien, die ein neues literarisches Genre mit naturwissenschaftlichem Wert sind.



Der vitruvianische Mensch von Leonardo da Vinci

Die „Zeitmaschine“ ist bei Wells nicht nur eine physikalische Maschine, sondern eine innovative narrative Technik, um uns von nicht erreichbaren Welten zu erzählen und in Zeiten zu entführen, die menschliche Geschichten übersteigen. Dieses Konzept der „Tiefenzeit“ wurde von James Hutton – dem Begründer der Geochronologie – eingeführt, der entgegen der biblischen Erzählung in seiner *Theory of the Earth* (1788) erkannte: „we find no vestige of a beginning, no prospect of an end“. Aber die kulturelle und menschliche Bedeutung dieser unvorstellbaren Zeitdimension zu verstehen, ist etwas anderes als sie geophysikalisch zu vermessen.

Erst mit H. G. Wells fragten sich Schriftsteller, wie man über solche nichtmenschlichen Tiefenzeiten erzählen kann. So entgrenzt Alfred Döblin in *Berge Meere und Giganten* (1924) mit der Zeit auch die Romanform und lässt das „Tausendwesen“ Natur durch den Mund eines ortlosen Chronisten in zeitraffenden, sprachgewaltigen Bildern erzählen, wie der Mensch von ihr entfremdet in den Naturgewalten untergeht. Dabei ist „die eigentliche wie natürliche so epische Person“ das zu preisende Weltwesen, denn „– ich – bin – nicht.“ Olaf Stapledon erfindet dagegen in *Last and First Men* (1930) einen Forschungsbericht des letzten Menschen. Und Stephen Jay Gould verwendet in *Time's Arrow, Time's Cycle* (1987) rhetorisch eine Analogie: entspräche die Erdgeschichte der Länge eines ausgestreckten Armes, würde man die Menschheitsgeschichte mit dem Strich einer Nagelfeile auslöschen.

Posthumane Literatur – wie auch jede Konzeption künstlicher Intelligenz – entkommt dabei offensichtlich nicht dem Paradox, nichtmenschliche Welten durch den Menschen zu beschreiben; auch wenn der Mensch in einer planetarischen Perspektive nicht mehr im Zentrum steht, bleibt er das Maß allen Verstehens.

Klaus Mecke, Uni Erlangen-Nürnberg

„Katastrophen kennt allein der Mensch, sofern er sie überlebt; die Natur kennt keine Katastrophen.“

Max Frisch, *Der Mensch erscheint im Holozän* (1979)